

Unsre Söhne

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXII. Jahrgang 1926, 1. Band

Ich bin nun schon alt genug geworden, nicht um mir eine Weltanschauung anzuschaffen, die mir im Gegenteil verloren gegangen ist, aber doch wenigstens, um mich allein vor den Weltanschauungen der Andern nicht mehr zu fürchten. Wie könnte das auch sein? Die Menschheitsapostel von heute halten genau dieselben Reden, die ich mit meinen Freunden vor mehr als dreißig Jahren gehalten habe, und die in ihrer orthodox marxistischen „Verankerung“ so einfach waren, daß ich sie heute noch auswendig hersagen könnte. Woraus zu schließen wäre, daß die heute Jungen, die heute Überzeugten nicht dreißig Jahre jünger als wir sein können. Wir haben damals auch unsre Väter verachtet wegen ihrer bourgeoisen Rückständigkeit und Ideenlosigkeit, aber wir haben wenigstens zugegeben, daß sie unsre Väter waren, schon weil unsre wissenschaftliche Erziehung die Gesetze der Vererbung etwas unterwürfig anerkannte. Die heutige Jugend hat überhaupt keine Väter mehr, hat sich selbst in die Welt gesetzt, obgleich sie doch, genauer besehen, von unserm Ideenvorrat lebt, dem sie trotz allen europäischen Krisen und den Belehrungen, die daraus zu ziehen wären, nichts Wesentliches hinzugefügt hat. Wenn ich nun wählen soll, so ziehe ich den Einen, die unsre Reden von damals wiederholen, die Andern, die Allerjüngsten vor, die uns wirklich vergessen haben, die unsre Heiligtümer einfach nicht mehr kennen. Mir begegnen ganz nette junge Leute, denen der olle Shakespeare, der olle Rembrandt, der olle Goethe, von den alten Griechen zu schweigen, völlig gleichgültig sind: Menschen, so voraussetzungslos jung, daß sie wirklich erst seit dem Tage ihrer Geburt zu leben scheinen. Sie haben einen Sinn für Realität, von dem wir uns nichts träumen ließen, wahrscheinlich, weil wir bei aller Wissenschaftlichkeit doch zu viel träumten. Haben sie die neuen, die entdeckenden Augen, die die Welt neu anschauend neu schaffen, wenn sie überhaupt eine Weltanschauung brauchen? Jedenfalls werden wir uns hüten, ihnen durch Schule, Schelte und andre Gewalt den alten Humanismus einzuprügeln, den uns schon unsre Väter als Bruchstück und Schaustück hinterließen. Wir können uns ja nicht einmal mehr über die Natur einigen, die heute teils in den Sport, teils in die Technik eingegangen ist, nachdem wir mit ihr noch romantisch anbetend, ansingend verkehrt haben.

Ich bin alt genug geworden, um mich ohne Erröten auf jeder Art von Rückständigkeit ertappen zu lassen, besonders seitdem Thomas Mann uns angewiesen hat, auf den Unterschied zwischen Bürger und Bourgeois genauer zu achten. Der Bürger im Gegenteil fängt an, mir ehrwürdig zu werden, seitdem er gar nichts mehr gilt und nie etwas gegolten haben soll. Behauptete doch neulich ein Radikaler, daß wir die ganze europäische Kultur von Adel und Geistlichkeit empfangen haben, was schon für das Mittelalter durchaus nicht mehr stimmt. Allein unsre Dome protestieren gegen diese Entwendung. An einem schönen Sommertage vergangenen Jahres plauderte ich mit einem unsrer eigenartigsten Schriftsteller, der einmal, national oekonomisch gesprochen, ein Rentenintellektueller gewesen ist. Heute hat er nur noch den Intellekt; damals benutzte er die ihm von seinen Vorfahren erarbeitete Muße in der vornehmsten Weise, um seine Werke sehr behutsam und mit höchstem Verantwortlichkeitsgefühl aufzubauen. Leute wie er, meinte mein Freund, er sagte liebenswürdigerweise sogar: wie wir, obgleich meine Rente und auch mein Intellekt geringer waren, Leute jedenfalls mit einer feinem Lebenshaltung, mit einer Bibliothek, mit einer kleinen Kunstsammlung, mit vorsichtigem Genuß von Kunstgewerbe, Leute also, die alte Kulturgüter maßvoll genießen, neue zur Entstehung auffordern, müßten eigentlich auf dem Prytaneion gespeist werden. So weit ging ich nicht; wenn ich etwas vom Staate geschenkt bekommen sollte, müßte sich einer von uns beiden sehr geändert haben. Da wir uns seit dem Kriege nicht gesehen hatten, durchplauderten wir den Wandel der Zeiten und wie wir ihn bestanden hatten, auch die kleine Entfettungskur der Inflation, wo die Intellektuellen, wenigstens in Bezug auf ihre Ernährung, gelegentlich schlechter gestellt waren als die durch ihre Tarife einigermaßen aufgewerteten Arbeiter. Schließlich strengten wir uns gemeinsam an, das Wesen des Bürgers zu ergründen, und wir kamen überein, daß es nicht Besitz, nicht Erwerb, sondern eigentlich unsre Ansprüche waren, die uns schließlich unverändert gelassen hatten, Ansprüche auf Kulturbesitz, ererbten und erarbeiteten, mit dem Ziel einer persönlichen Lebensform, einer Differenzierung ohne Überhebung, ohne Raub, ohne Feindseligkeiten.

Wir gingen die heute von ihren Ursprüngen abweichenden Lebensläufe mancher Kameraden, hervorragender Rufer und Retter, durch, wir vergegenwärtigten uns, was erfahrenen Leuten immer Vergnügen macht, die unangenehmsten Erscheinungen, die uns begegnet waren, und einigten unsre Abneigung auf diejenigen Leute, die uns umbringen wollten, ohne sich zuvor selbst umgebracht zu haben. Die in einem scheinbar ganz links gelegenen Lager Parolen ausschrien, ohne an einer nicht bürgerlichen, sondern bourgeoisen Seele auch nur die geringste Korrektur

vorgenommen zu haben. Ich konnte aus meiner Bekanntschaft mit einigen bolschewistischen Parteigängern aufwarten, die mir in ihrem Privatleben durch eine besondere Verhärtung des Eigentumsbegriffs, durch einen ungehemmten Erwerbssinn, durch eine lüsterne Profitgier aufgefallen sind. Nachdem wir – die Unterhaltung geschah auf oesterreichischem Boden – jeder eine Melange und mindestens je zwei Kipfel in unsern ehemaligen Kapitalistenbauch versenkt hatten, kamen wir zu einem Paradox, das selbst unsre Vorurteilslosigkeit überraschte: Wenn uns Leute begegneten, denen am bloßen Besitz und Erwerb wenig lag, denen der Profitsinn gradezu verkümmerte, so hatten wir sie in einer bürgerlichen Schicht gefunden, die noch ihre ideelle Befriedigung an ihrer Arbeit, an der Erfüllung einer eigentümlichen Lebensaufgabe fand, und die die Feststellung des Erfolges, als eine innere Angelegenheit, allein von dem eignen Urteil abhängig machte. Also eine Art von Individualisten oder gar Idealisten auf eigne Rechnung und Gefahr, denen nicht zu helfen ist, weil sie nicht einmal wünschen, daß ihnen geholfen werde, weil sie Niemand, nicht einmal dem Staat – diese Position hatte mein Freund aufgegeben – dazu die Pflicht oder gar das Recht zugestehen. Und die, da es nichts mehr zu testieren gibt, ihre Kinder um ihr Sterbebett etwa zu folgender Ansprache versammeln werden: Ich hinterlasse euch nichts als meine Ansprüche, zu denen ich euch emporzuerziehen versucht habe. Fördert jeden Aufstieg jeder Klasse zu hohem Ansprüchen. Aber erwartet Alles von euch selbst.

Mit diesen etwas weitschichtigen Bemerkungen möchte ich begründet haben, warum mir ein Buch von Ugo Ojetti, obgleich kein Meisterwerk der Literatur, so besonderes Vergnügen gemacht hat. Es heißt: ‚Mein Sohn, der Herr Parteisekretär‘ (und ist bei Kurt Wolff in München gut übersetzt erschienen). Kein Hochgewächs der Gestaltungskraft und sogar ein wenig Verschnitt, da der für den Autor eintretende Erzähler des Romans, ein alter süditalienischer Landarzt, ohne den nachdenklichen Herrn Bergeret des verstorbenen Herrn Anatole France nicht recht denkbar scheint. Das Buch hätte auch aus deutschen Verhältnissen entstehen können, wenn unsre Satiriker nicht immer die Hand und den Mund so voll nähmen, wenn sie ihren Geist einmal anhalten könnten, allein die Frucht der Erfahrung aus der Fülle der Erscheinung zu pflücken und sie zierlich abgeschält auf einen einfachen Teller zu legen. Früher schrieben die Söhne die Geschichte ihrer Väter. Ojetti macht es umgekehrt in seiner geistreichen Skizze, gesegnet durch einen Einfall, der schon von Natur spritzig ist, wenn auch das Mousseux der Erfindung am Ende etwas verbraust scheint.

Der alte Dr. Maestri wird von einem Sohn überrascht, der mit ihm auch nicht

die geringste Ähnlichkeit in Neigungen und Begabungen angenommen hat. Die Erbschaft des Humanismus tritt der Junge nicht an, der fern von allen Büchern und Kunstwerken aufwächst, fern von aller Tradition beschaulicher und scheinbar zweckloser Geistespflege. Nestor nährt sich allein von Zeitung und Politik, vom Geist der Straße und des Kinos, ein Kind der Masse, mittelmäßig in jeder Äußerung, außerordentlich nur durch die frühe lustvolle Fähigkeit, die Fehler der Menschen zu entdecken und zu benutzen. Nestor steigt aus dem Bürgertum ins Volk hinab, er wird schlichter Monteur, schlichter Eisenbahner, schlichter Gewerkschaftler. Die Mitgliedskarte der Partei schätzt er höher als ein Doktordiplom. Nestor wächst, vom Vertrauen des Volkes gehoben; er wird bald so groß oder so dick sein wie der sozialistische Deputierte, den er bei seinem Vater als Protektor einführt, jenen sympathischen Herrn mit den rosigen Bäckchen, der erst alle Kissen streichelt, bevor er es sich auf dem Familiensofa bequem macht, und der auch alle Menschen zu streicheln scheint mit seinen guten aufgeklärten Reden. Nestor macht seinen Vater, der nie vorwärts kommen konnte, zum Bahnarzt, zum königlichen Rat und sogar zum Kapitalisten. Ojetti läßt den alten Herrn, der die Geschichte seines Sohnes erzählt, nicht nur kritisieren, sondern auch mit kindlichem Staunen lernen, vor Allem, wovon der alte Knabe nichts gewußt hat, wie Überzeugungen als Vorteile, Grundsätze als Profite von rentenhafter Sicherheit wieder zurückkommen.

Ja, was ist ein Bürger?, fragt sich der Schüler seines Sohnes. Der allerbürgerlichste ist wohl einer, der noch nichts hat und koste es, was es wolle, zu Besitz gelangen will. So ist es mit den Sozialisten. Aber wenn Dr. Maestri, der Gemeinde- arzt, sich selbst beschuldigt, weil Nestor als Sohn eines reichern Vaters nicht Sozialist und Eisenbahner geworden wäre, so hat er immer noch nicht genug gelernt. Dann wäre sein Nestor wahrscheinlich Kommunist geworden. Gegen beide Sorten versagen die Bürger als schüchterne Menschen, sind ja und nein, erwägen, vergleichen, zögern. Was hatte Dr. Maestri immer für Angst vor einem neuen Patienten, noch mehr als der vor dem Arzt hatte! Würde er richtig erkennen, würde er ihn gesund machen? Nestor und die Seinigen haben keine Angst, sondern eine beneidenswerte Sicherheit der Prognose, und wenn sie den Kranken mit der Krankheit umbringt. Nestor und die Seinigen haben begriffen, was vom Staat zu holen ist, von dessen Gebelauene der alte Arzt nichts ahnte. Es ist eine köstlichste unter manchen köstlichen Szenen, wenn der Herr Gewerkschaftssekretär den Vater aus der Provinz empfängt, ihm im Gewerkschaftshaus eine Zigarre von nie geahntem Duft anbietet und dazu lässig liebenswürdig fragt: Du wünschst? Der Alte lernt, was man Alles darf, wenn man den Charakter voll Überzeugungen hat. Nestor der Eisenbahner erhebt sich zum Vertreter einer Automobilfabrik, weil er

einen Streik so verständnisvoll beigelegt hat, daß die Genossen schließlich mehr und billiger als vorher arbeiten mußten. Die Automobilindustrie ist die wahrhaft nationale, mit der auch der Arbeiter florieren wird, und „Smac“ ist die größte Marke. Smac fährt der Arbeitsminister, Smac fährt der König und sogar Henny Porten. Ein Sozialist, der im Auto vorfährt, verzehnfacht seinen Kredit. Eine Theaterprinzessin hat dem hübschen Nestor einen Bonbon in den Mund geschoben und ihm ins Ohr geflüstert: Auch ich bin ganz für Lenin.

Es ist bedauerlich, daß der Roman schon abläuft, da die Sozialisten abwirtschaften, da sie anfangen, von den Fascisten Prügel zu bekommen. Die aber Nestor nicht treffen, den überhaupt nichts treffen kann. Eine Fortsetzung würde uns gewiß darüber versichern, daß Nestor, ohne sich in irgendeiner Beziehung zu ändern, ein ebenso guter Fascist geworden ist. Seit dem Stahlbad des Krieges – ach, wir brauchten Bäder –, sagt der Autor, ist die Geschichte an Wendepunkten so reich geworden, daß man sie kaum noch bemerkt. Ojetti drängt seine anmutige Satire auf eine Pointe, die sein Meister Anatole France geschliffen haben könnte. Wenn die Fascisten die ganze sozialistische Wählerschaft verprügeln, wird die rote Fahne von der hübschen Marietta gerettet, die sie sich als Unterrock um die Hüften wickelt. Die feschen jungen Schwarzhemden, die ihr weiter nichts zu Leide tun, ziehen ihr dafür die Trico-lore an. Die Sozialisten ziehen sie ihr wieder aus und bekleiden sie mit der roten Fahne. Das Spiel dauert nun schon ein paar Monate, und Marietta hat sich ganz darauf eingerichtet. Das einzig Schlimme daran ist, daß das früher ganz ordentliche Mädchen sich angewöhnt hat, vor jedem jungen Mann, der sie nur ansieht, das Röckchen zu heben. Der alte Doktor meint, daß Marietta seinem lieben Italien ähnelt. Wenn es unter unserm Freunde Mussolini nicht zu gefährlich ist und mehr als Prügel kostet, wir würden von Ojetti noch gern den Roman des Fascismus erwarten, wenn dieser nicht inzwischen zum Märchen geworden sein sollte. Das Buch hat mich angenehm gekitzelt, mit einem umso reinen Vergnügen, als ich die Überlegenheit unsrer politischen Moral recht beruhigt feststellen konnte. Denn Nestors Genossen in Deutschland sind inzwischen so uneigennützig, so wirklichkeitsscheu, so macht-unlüsterne Idealisten geworden, daß sie nicht einmal vom Staat noch etwas geschenkt bekommen, daß die bescheidensten Korruptionsversuche nicht mehr als lohnend erachtet werden. Ihre Tugend schützt schon das eine schwarzrotgoldene Unterröckchen.

